



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Tagbuch.

I.

Cornelius und seine neuesten Cartons.

Berlin Ende October.

Endlich kann ich Ihnen Näheres über die schon vielfach gerühmten Cartons zu dem projectirten campo santo, zwischen Schloß und Museum, berichten. Die Größen derselben werden etwa 20 Fuß hoch und gegen 25 Fuß breit. Sie sollen Flächen der Wände ausfüllen, welche durch nischenartige Felder, die man mit gemalten Statuetten verzieren wird, getrennt sind. Bis jetzt ist mir Einer davon, angefertigt von Peter von Cornelius, zu Gesichte gekommen. Er führt uns die Pest, die Theuerung, den Krieg und den Tod vor, wie sie auf das menschliche Geschlecht herabstürzen. Es läßt sich vielleicht mancherlei gegen die logische Theilung dieser Idee einwenden, indem ja die drei Erstern den Tod schon in sich fassen, also entweder sie den Tod überflüssig machen, oder der Tod sie ausschließt, und wenn man nicht so weit gehen will, wo er sie doch wenigstens zu seinem Hofstaat macht und um sich gruppirt. Cornelius hat indessen durch die Reihenfolge seiner Gestalten den Tod gleichsam als die letzte Instanz dieser hereinbrechenden Leiden hingestellt und so diesen Zweifel niedergeschlagen. Als vier kolossale Reiterfiguren hat sich der Meister diese Ideen realisirt. Links im Bilde die Pest im orientalischen Costüm, Bogen und Pfeile in der Hand, hat sie eben das todbringende Geschöß auf die Sterblichen entsandt. Ueber und hinter ihr mit markirt hebräischen Gesichtszügen die Theuerung. In der einen Hand trägt sie eine Wage, während sie die andere emporhebt und zwei Finger, wie es scheint, um die Verdoppelung der Preise anzuzeigen, starv ausgestreckt. Unter ihr, im Mittelpunkt des Bildes, sehen wir den Krieg mit gezücktem Schwerte, eine kräftige und ausdrucksvolle riesige Gestalt, auf vorbäumendem Rosse. Rechts, als letzte Reiterfigur, stürzt der Tod auf wildjagendem Rosse wie aus der Höhe herab, mit beiden Händen die Sense schwingend und mit gewaltiger Armbewegung Alles vor sich wegmähend. Er erscheint

Orenzbotten, IV. 1846.

unstreitig als der Gelungenste unter den Bieren. Von großer Wirkung ist die glückliche Idee des Malers, dem Tode einen humoristischen Anflug zu geben. In der That erweckt es seltsame Schauer, in dem Gesicht dieses hagenen mitleidlosen Mannes noch einen Zug des Spottes und der Ironie zu erblicken. Diese ganze Gruppe ist so arrangirt, daß sie sich von der Mitte aus nach beiden Seiten des Bildes in die Höhe krümmt. Unter ihr nun, mannichfaltig gruppiert, liegen die wehrlosen Opfer dieser Welttyrannen. Links, so daß der Raum nach der Höhe zu ausgefüllt wird, zwei Weiber, welche wie bittend und abwehrend die Hände erheben; die eine äußere von beiden, hält in dem Arme ein verstorbenes Kind, dessen hinten übergebeugte Haltung von unnachahmlicher Schönheit in der Zeichnung ist, die andere sucht von ihrem noch lebenden, sich an sie anklammernden Kinde, den anstürmenden Tod abzuhalten. Von diesen beiden sehr hervortretenden Frauen zieht sich nun nach Rechts oben hin, gleich niedergemähten Halmen, eine Masse Sterbender und Todter. Hierdurch wird mit dem kolossalen Koffe des Todes eine dem Auge nicht ganz angenehme Parallele gebildet, die der Maler im linken Flügel des Bildes glücklich vermieden hat. Werke dieser ernstern Gattung haben ihre Hauptbedeutung und ihr Hauptverdienst in der Composition und Zeichnung, so daß die Farbe der Freskobehandlung kaum wesentlich mehr thut, als diese beiden Elemente zur möglichst klaren Anschauung zu bringen. Auf diese glückliche Combination, dieses ineinander Aufgehen von Farbe und Zeichnung, wie es der Delmalerei so hülfreich zur Seite steht, muß diese etwas kalte und schroffe Gattung der Kunst, die schon Michel Angelo eine Malerei für Männer, im Gegensatz der Delmalerei nannte, wohl ein für allemal verzichten. Die Farbe kann hier wohl noch nachträglich zu Hülfe kommen, wo es Individualisiren und Charakterisiren gilt, aber sie wird nie, wie so oft in den Delbildern, uns entschädigen können für Mängel der Composition. Der Freskomaler muß uns nun einmal gedanklich zu beschäftigen wissen. Angewiesen auf den hohen Ernst des Lebens, auf eine würdige Stätte, an das sein Werk, wie ein Denkmal erhabener Gefühle und Ideen, für immer unverrückbar bleibt, muß er auf die Schmeichelei der Sinne verzichten und durch Anregung der Reflexion und inneren Würde zu wirken wirken. Die Freskomalerei spricht den Reiz des Mannes aus, die Delmalerei den des Jünglings. Wir können demnach wohl, nach Betrachtung dieses riesigen Cartons, unser Urtheil über denselben als abgeschlossen betrachten. Die Phantasie, vorzeitig wie sie ist, macht sich kein Lustbild von einem ersehnten Objecte. So ging es auch mir; ich habe geglaubt, mehr von diesem Werke ergriffen zu werden, als es wirklich der Fall war, nun ich ihm gegenüberstand. Es ist doch bei aller Kraft nicht genug Ursprüngliches in der Composition, das ohne warmen Anhauch des Genies mehr zusammengestellte als Vererbte fällt wieder auseinander vor dem Betrachter, der einen regen Sinn für die Totalität eines Kunstobjectes mitbringt. Wir enthalten uns gern und bescheiden jedes Einwandes in die Zeichnung, die, wie alle Schöpfungen von Cornelius, das Product einer glücklichen Naturgabe und immenser Studien ist, und lehnen uns nur gegen

diese complicirte Darstellung auf, die wieder in ihrer Gesamtheit uns am Ende des Dits, für den sie bestimmt ist, nicht würdig erscheint. Wenn die Gräber der verstorbenen Fürsten mit Gemälden dieses Inhalts geschmückt werden, so ist dies eine üble Schmeichelei für die Lebenden. Obgleich ein Herrscher die Seinigen auch nicht vor Pest und Tod schützen kann, so vermag er doch Krieg und Theuerung von ihren Häuptern zu wenden, und es sieht ein Gemälde, das auf möglichst lange Dauer berechnet ist und den brutalen Sieg von vier so gewaltigen Ungeheuern über Schwache und Wehrlose darstellt, weniger wie eine Hulldigung als wie eine Satyre auf die dahingegangenen Mitglieder der zu verherrlichenden Dynastie aus, was doch wohl nun und nimmermehr dem Maler in den Sinn gekommen ist. So gehört auch ein eignes Genie dazu, die Conception des Geistes nach den äußern Bestimmungen zu regeln, das Unpassende zu vermeiden, das Schrankenlose zu beschränken und das Geeignete möglichst klar auszudrücken. Kunstprincipien, deren Verletzung man noch so oft unabsichtlich bei Festspielen und Prologen verlegt findet und dann herzlich belacht!

3. 3.

II.

Die Reformen des Gerichtswesens in Oesterreich.

Aus Wien.

Reformen im Justizwesen. — Die Wege des Talents. — Summarisches Verfahren. — Kaiser Franz und die Advokaten. — Das Heer der Winkler. — Die jungen Rechtsgelehrten und die Monopolisten.

So stehen auch wir am Vorabend eines neuen Gerichtsverfahrens. Das Princip der Mündlichkeit soll vor der Hand bei Civilprocessen eingeführt werden und der Criminalproceß erst dann folgen, wenn Richter und Advokaten in den mündlichen Vortrag sich eingelebt haben. Der Plan zu mündlichem Gerichtsverfahren datirt sich nicht von heute, sondern liegt bereits seit mehreren Jahren zur Begutachtung vor. Er fand aber bei der Hofjustizstelle viele entschiedene Gegner, die namentlich auch das Argument vorbrachten, daß die ganze juristische Erziehung in Oesterreich bisher auf den schriftlichen Proceß hinauslief und daß daher bei einer so radicalen Umwälzung der Gerichtsordnung die gegenwärtige Generation kaum die Männer finden würde, die der Aufgabe genügen könnten. In der That, bei dem Mangel an jenem öffentlichen Leben, das den Redetalenten die Gelegenheit gibt, sich zu üben, bei der Verhorrescirung aller nicht officiellen öffentlichen Reden bei feierlichen und halb- und viertelfeierlichen Gelegenheiten, Banketen u. s. w., bei dem Mundkorb, mit dem der Oesterreicher in die Wiege gelegt wird und bis zum Grabe sich tragen muß, erscheint jener Einwand ziemlich motivirt, und hätte man bloß auf ihn gehört, so dürfte nicht nur der gegenwärtigen, sondern auch der zukünftigen Generation die Wohlthaten einer Proceßordnung entzogen bleiben, deren die gebildeten Völker Europa's sich erfreuen. Glücklicherweise gibt es in unsern höchsten Kreisen Männer, die an eine moralische Macht im Menschen noch

glauben, die zu der geistigen Kraft österreichischer Volksstämme mehr Vertrauen haben, als die bisherigen Materialismustendenzen ihnen zumutheten. Vielleicht sagten sich diese Männer, daß, so gut die Poesie in Oesterreich trotz der gewaltigen Hemmnisse, die ihr von allen Seiten in den Weg gelegt wurden, zu so glänzendem Durchbruch gekommen ist, daß die österreichischen Lyriker an der Spitze deutscher Literatur der Gegenwart stehen, eben so gut wird auch das rednerische Talent und die Klarheit rhetorischer Gedankenordnung rasch aufblühen, sobald nur der Boden dazu da ist. Mit dem Hinblick auf diese Reformpläne wurde im vorigen Jahre das summarische, mündliche Verfahren bei sogenannten Bagatellenprocessen eingeführt, obschon die Summe von 200 Fl., bis zu welcher es festgesetzt wurde, keine Bagatelle mehr ist. Erwähntes Summarverfahren hat zwar begründeten Tadel gefunden (s. Grenzboten Nr. 18 l. F.), da dem Richter zu viel Gewalt eingeräumt ist und er, abseits aller Öffentlichkeit, keiner Controle unterliegt. Bei einer radicalen Reform der Gerichtsordnung würde man jedoch diese Uebelstände von vorn herein beseitigen müssen, und diese Reform wurde schon damals in Aussicht gestellt. Die Frage ist jetzt nur: wann werden wir die Schwelle übertreten, an der wir jetzt stehen und wird nicht die beabsichtigte Reform abermals bei der guten Absicht stehen bleiben, ohne zur vollen That zu werden?

Eine zweite Frage ist: werden die Verhältnisse unserer Advocatur dieselben bleiben, wie sie jetzt sind, oder wird man es nicht endlich für angemessen finden, bevor man dem mündlichen Proceß die Gerichtsschranken öffnet, für eine gute Zahl tüchtiger Anwälte zu sorgen? Die barocken und widersinnigen Zustände unserer Advocatur würden für die Feder eines Swift und für den Stift eines Hogarth einen unerschöpflichen Stoff bilden. Wien mit seinen 425,000 Einwohnern hat nur achtzig Advocaten! Früher zählte man ihrer zweihundert. Der verstorbene Kaiser Franz aber, dessen politische Ansichten dem unabhängigen Advocatenstande nicht hold waren, setzte die Zahl auf das erwähnte Häuflein herunter. Mittlerweile hat die Bevölkerung um mehr als ein Drittheil sich gesteigert, der Geschäftsverkehr hat um die Hälfte sich vermehrt und hat, wie natürlich, die Zahl der Proceße in gleichem Maße erhöht; nichtsdestoweniger steht Alles beim Alten: Achtzig Advocaten üben das Monopol und brandschlagen das Publicum. Es ist bei uns keine seltene Erscheinung, daß ein Advocat nach einer Praxis von acht bis zehn Jahren sich ein großes Haus baut oder ein splendides Gut sich ankaufte. Theurere Proceße, als bei uns, dürfte es kaum in England geben. Die Folgen davon sind leicht zu errathen: Zuerst hat dieses Monopol ein Heer von 400 „Winkler“ (Winkeladvocaten) hervorgerufen, bei welchen die Halbbemittelten ihre Zuflucht suchen, und hier wieder in anderer Weise ausgefogen und, was noch schlimmer, betrogen werden. Der Staat, indem er dem einen Uebel steuern wollte, hat grade das entgegengesetzte, viel nachtheiligere Uebel hervorgerufen. Es ist derselbe Fall, wie mit den hohen Zöllen, die den Schmuggel begünstigen. Der Winkler, unwissenschaftlich, erwerbgebierig und unverantwortlich, verlockt zu manchem Proceß und verlängert diesen, soweit es geht. Und grade die unbemittelten und ärmern Klassen sind seine größte

Beute. Die große Zahl unserer jungen und wissenschaftlich tüchtigen Juristen sieht sich auf der einen Seite von der Phalanx der Monopolisten und andererseits von dem Heuschreckenschwarme der Winkler, deren Gewerbe zu treiben sie zu stolz sind, in ihren Lebenswegen abgeschnitten. Unsere jüngern Rechtsgelehrten müssen sich glücklich schätzen, wenn sie bei einem jener monopolisirten Fabrikherrn eine Anstellung erhalten und für 500 bis 600 Fl. jährlich ihm zur Hand arbeiten, was er sich dann mit eben so vielen Tausenden bezahlen läßt. Ich könnte eine Reihe der talentvollsten und kenntnißreichsten jungen Doctoren des Rechts namhaft machen, die, nachdem sie bis zu ihrem fünfundzwanzigsten Jahre die eifrigsten Studien betrieben, endlich froh sind, in der Kanzlei eines Advocaten eine Stelle zu erhalten, die sie geistig weit überragen, und dies für einen Gehalt, mit welchem der geringste Handlungscommis sich kaum begnügen würde. Dieses Proletariat unserer Justizgelehrten ist eine traurige Folge jener wunderlichen, unzeitgemäßen Monopole, die nur Schaden und gar keinen Nutzen schaffen, die den Verkehr beschränken, die Geschäfte erschweren und das Publicum, zumal das minder bemittelte, auf eine grausame Weise besteuern. Hier ist eine Reform ebenso nöthig wie in unsern gesammten Rechtszuständen überhaupt. ¶

III.

Jordan's Geschichte der Insel Hayti.

Von Dr. Wilhelm Jordan in Leipzig, dessen jüngste Schicksale so allgemeine Theilnahme erregten, ist soeben eine bedeutende historische Arbeit erschienen: Geschichte der Insel Hayti und ihres Negerstaates (Leipzig, Verlag von Wilh. Juvany). Der Verfasser, der bei seiner schriftstellerischen Thätigkeit, insoweit sie die Zustände und das Gedankenleben des gebildeten Europas betreffen, so bittere Erfahrungen machen mußte, und einen Theil seiner Arbeiten jetzt im Gefängniß abbüßt, flüchtet sich hier — geistig wenigstens — auf die fernen Antillen. „Hayti“ — sagt er in der Vorrede — „ist die verjüngte Bühne einer in vier Jahrhunderten zusammengedrängten Weltgeschichte.“

In vier Jahrhunderten sehen wir auf diesem paradiesischen Eiland, dessen tropisch gewaltige Treibhauskraft auch in seiner Geschichte zu walten, dessen vulkanische Natur auch seine Bewohner anzustecken scheint, vier verschiedene Bevölkerungen nacheinander auftreten und drei derselben unter gräßlichen Kämpfen und unerhörten Greueln fast spurlos verschwinden.

Unter der Hand der Spanier verbluten die Eingeborenen; die Spanier müssen den Franzosen weichen; die Franzosen endlich, als der electrische Funke ihrer Revolution bis über den Ocean hinüberzuckt, den zum Gefühl ihrer Menschheit erweckten Negern.

Weniger denn eine Million dieser rohen, durch keine Künste der Cultur, sondern nur durch Rache und Freiheitsgefühl erstarkten Menschenmasse — denn ein Volk darf man sie in dieser Zeit noch nicht nennen —

besiegt und vernichtet, von der Tücke des Klimas unterstügt, ein Heer derselben Soldaten, die am Rhein, in Italien, an den Pyramiden hundertfache Triumphe errungen und entreißt die „Perle unter den Colonien“ demselben allmächtigen Manne, vor dem alle Fürsten Europas zittern.

Und durch alle diese Kämpfe, furchtbar wie sie vielleicht noch nirgend gekämpft wurden, durch diese ganze Entwicklung, selbst in ihrer heutigen Fortsetzung, zieht sich eine durchaus einzige Eigenthümlichkeit; die streitenden Parteien sind hier nicht bloß durch Interessen, sondern durch eine Naturverschiedenheit, durch die Race geschieden.

Die Geschichte Hayti's ist zugleich ein großes Stück Naturgeschichte des Menschen. Sie führt einen Beweis, schlagender denn alle Gründe, welche bisher die Wissenschaft für und wider geltend gemacht, den Beweis, daß alle Formen des Menschentypus gleichermaßen befähigt sind, theilzunehmen an den höchsten Genüssen, mitzuwirken an den höchsten Leistungen unseres Geschlechts. Denn sie zeigt uns, wie unter den allerungünstigsten Bedingungen die verachtete Race, obgleich nicht nur durch keine Schule der Bildung langsam emporgeführt, sondern sogar mit grauenvoller Absicht verwahrlost, sich mit einem Ruck emporringt aus der aufgedrungenen Verworfenheit und aufs Tiefste ergriffen und begeistert wird von dem Gedanken der Freiheit. Dieselben Männer, welche man ihrer wilden Heimath entriß, um sie als Vieh zu verkaufen, die der Uebermuth der Weißen für ein Mittelbeing zwischen Mensch und Affe erklärt, dieselben Männer sehen wir, den Rücken noch zernarbt von der Sklavenpeitsche, auftreten als begabte Feldherren und geniale Begründer einer neuen, völlig unvorbereiteten gesellschaftlichen Ordnung.

Gewiß, wenn irgend eine, so ist diese Geschichte, deren Charakter ich mit flüchtigen Strichen angedeutet, unserer Theilnahme und wissenschaftlichen Betrachtung würdig.

Doch außer dem Interesse, das sie rein um ihrer selbst willen verdient, hat sie noch ein zweites nicht minder großes, das auf ihren Beziehungen zu den Fragen beruht, die jetzt die alte Welt gewaltig bewegen.

Der Nerv dieser Geschichte ist die Ueberwindung der Sklaverei. Die Sklaverei beginnt aber nicht erst mit dem Negerhandel. Dieser ist im Wesentlichen und seiner Entstehung nach nichts Anderes, als die europäische Leibeigenschaft, nur in vollendet ausgeprägter, schamlos enthüllter Gestalt nach der neuen Welt übertragen. Ebenso aber hört die Sklaverei noch nicht auf mit der Aufhebung des Menschenhandels und der Selbstbefreiung oder Freilassung der Schwarzen. Die Zahl der weißen Sklaven ist unvergleichlich größer und für ihre Emancipation wird noch nichts gethan. Während die amerikanische Sklaverei eine mehr gewaltsam und plötzlich eingeführte ist, ist die europäische, der nur der eingestandene Name, nicht die Gräßlichkeit fehlt, eine natur- oder richtiger kulturwüchsige, durch den Entwicklungsgang der Industrie allmählig erzeugte.

Was hierin auf Hayti geschehen, ist ein sprechendes, warnendes Beispiel für Europa.

Europa steht auf einer schwindelnden Höhe der Cultur, aber ihre

Blüthe wächst aus Moder. Die unerhörte Entwicklung der Industrie ist emporgetrieben durch die furchtbarste Sklaverei der Massen.

Wohlan, man werfe einen Blick nach Hayti! In seiner jüngsten Vergangenheit haben wir einen Miniaturspiegel der Zukunft Europas, die nothwendig eintreten muß und wird, wenn der Angstschrei der erdrückten und abgekehrten Träger der ganzen Gesellschaft kein Gehör findet und die Sklaven gezwungen werden zur Selbstbefreiung.

Auch Hayti hatte im Jahre 1789 eine staunenswürdige Culturüppigkeit erreicht, aber nur durch entsetzlichen Menschenverbrauch. Die Fesseln wurden gewaltsam gesprengt; in dem grausenhaften Vernichtungskriege der Befreiten gegen ihre Unterdrücker ging die ganze emporgeschwindelte Herrlichkeit in Trümmer, die Cultur ward fast zur Barbarei, und erst nachdem ihr Paradies zur Wüstenei geworden, erbten es die armen Sieger.

Furchtbare Lehre der Geschichte!"

IV.

Guszkow als Dramaturg.

Guszkow ist 'zum Dramaturgen beim Dresdner Hoftheater ernannt worden. Wie wir hören, ist sowohl von seiner Seite als von Seiten der dortigen Intendanz vorläufig bloß ein dreijähriger Contract abgeschlossen worden, und nur, wenn beide Theile mit den Ergebnissen und Erlebnissen dieser Zeit zufrieden zu sein Ursache haben werden, dürfte der Contract in einen lebenslänglichen sich verwandeln. Die Dresdner Hofbühne ist somit gleich der Stuttgarter den übrigen Bühnen in der Feststellung eines Princips vorangegangen, in dem wir das einzige Mittel zur Hebung der mit Verfall bedrohten deutschen Theater erblicken. Die deutschen Bühnen müssen unter die Leitung wissenschaftlicher, literarischer Männer kommen, wenn sie nicht mit jedem Tage mehr zu bloßen Anstalten der Geldspeculation herabsinken sollen. Die Berliner Hofbühne geht diesem Schicksale mit jedem Tage mehr entgegen; das Wiener Burgtheater ist seit dem Tode Schreivogel's jedes Jahr seinem bedrohlichen Verfall näher gerückt. Ohne bestimmtes geistiges Ideal, ohne Sicherheit des Geschmacks, ohne Verständniß der Zeit, ohne nationalen Stolz, gehen die meisten Bühnenleiter den Weg des veralteten Schlandrians, oder suchen die Neuzeit nur auf den Brettern der Pariser Vorstadtbühnen. Von einer umsichtigen Benützung der nationalen Talente, von einer Hebung des Geschmacks bei dem großen Publicum, von einer Belebung jugendlicher Geister ist nirgend eine Spur. Die dilettantische Halbbildung fast aller unserer Bühnenleiter tappt im Dunkeln bald nach diesem bald nach jenem Hülfsmittel, fast Alle stehen unter ihrer Aufgabe, kein Einziger steht kritisch und sicher mit hellem Blicke über ihr. Dies hat nicht nur auf die Bühnen, es hat auch auf das Publicum einen nachtheiligen Einfluß. Denn diese blinde Herumtappen, diese komischen Mißgriffe werden gar wohl bemerkt,

und die Folge ist, daß das Publicum das Vertrauen und den Glauben an dem Geschmack der Bühnenleiter verliert, und bei jedem neuen Stücke mit einem gewissen Oppositionsgeiste, mit einem überwiegenden Hang zur Kritik in's Theater geht und manchem Stücke den Stab bricht, welches es bei einer unbefangenen Stimmung viel günstiger aufgenommen hätte. In diesem Punkte ist eine Aenderung des regime durchaus nothwendig. Das Publicum muß zu der Ueberzeugung kommen, daß ein bedeutender Mann von anerkannt literarischem Verdienste und kritischer Schärfe, die Production und die Darsteller sorgsam prüft, bevor sie ihm vorgeführt werden. Die jüngern Theaterdichter müssen mit einem Manne verhandeln können, der ihnen die Mängel der eingesandten Stücke mit Geist und Sachkenntniß analysirt und sie nicht bloß mit einigen höflichen nichtsagenden Worten bequem zurückweist. Die Schauspieler müssen einen Rathgeber zur Seite haben, dessen geistige Ueberlegenheit sie anzuerkennen gezwungen sind, und der bei der Charakteristik und Individualisirung der einzelnen Gestalten ihnen Winke gibt, die ihnen manchen bitteren Ausfall der Kritik nach der Vorstellung erspart und die Verzerrung und die Fehlgriffe verhütet, bevor sie vor die Lampen treten. Wie weit Guskow diese Aufgabe lösen wird, muß die nächste Zukunft lehren. Wir sind keineswegs gesonnen, im Voraus einen blinden Panegyriker zu machen, und diese kleine Notiz soll keine bloße Reclame sein. Guskow hat alle Mittel, um diese Aufgabe zu lösen. Ein Schriftsteller, der in Mitte der Zeit und ihrer Bewegungen lebt, ein vorzugsweise kritischer Geist, voll Scharfsinn und Beobachtungsgabe, ein praktischer Bühnendichter, der mit der Technik des Theaters tief vertraut ist und die dramatischen und schauspielerischen Kräfte in ganz Deutschland genau kennt, ein solcher Mann ist unsers Erachtens vollkommen berufen, die Mission, die er übernommen, glänzend zu erfüllen. Eine andere Frage ist jedoch, ob der neue Dramaturg die nöthige Hingebung für seinen neuen Beruf mitbringt, ob er das nöthige Wohlwollen zur Beurtheilung der dramatischen Werke Anderer besitzt, ob er Richtungen, die der seinigen entgegenstehen, mit objectivem, vorurtheilslosem Geiste beurtheilen wird, und vor Allem, ob er die Geduld und die Ausdauer besitzt, welche die epindse Laufbahn eines unter der Obergewalt eines Intendanten, für den exclusiven Geschmack einer Hofbühne wirkenden Dramaturgen nöthig macht. Wir wünschen dem verdienstvollen Schriftsteller alles erdenkliche Glück zu Lösung seiner bedeutenden Aufgabe; wir werden seiner Thätigkeit eine theilnehmende Aufmerksamkeit schenken, gerne bereit, ihn in allen schönen Intentionen, die wir bei ihm voraussetzen, zu unterstützen, aber auch eben so bereit, uns zu seinen entschiedensten Gegnern zu erklären, wenn er seine Aufgabe durch eigene Schuld verfehlt. —

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**

Druck von Friedrich Andrá.